



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Wandsbecker Bote.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Krönungsfestlichkeiten, sondern noch mehr in den Ehrenbezeugungen, welche Europas Höfe und Asiens Herrscher dem Kaiser bei dieser Gelegenheit darbrachten. Vergessen war mit diesem Anblick in der Nation jeder Gedanke daran, daß der rasche Friede irgendwie Rußlands Machtstellung beeinträchtigt haben könne. Der russischen Welt galten die Gesandtschaften und Prinzen, welche den Glanz der Feste erhöhten, gleich huldigenden Vasallen des allherrschenden Zaren.

Der Wandsbecker Bote.

Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Ein Lebensbild von Wilhelm Herbst. Zweite neu bearbeitete Auflage. Gotha, Perthes. —

Durch die Arbeiten der letzten zwanzig oder dreißig Jahre hat die Geschichte unsrer classischen Literatur so bestimmte Umrisse gewonnen, daß eine Irrung in Bezug auf die Hauptpunkte nicht mehr möglich ist. Zwar weichen die Meinungen über das, was der Literatur noth thut, über ihren wahren Beruf, über ihre Stellung zur Religion und zu den sittlichen Einrichtungen noch sehr erheblich ab, je nach dem Parteistandpunkt des Betrachtenden. Aber für alle Parteien gibt die objective urkundlich beglaubigte Geschichte den neutralen Boden und die Anknüpfungspunkte, vermitteltst deren sie sich untereinander verständigen können. Am meisten ist für das Leben unsrer beiden größten Dichter geschehn. Von Goethe werden wir bald dahin gekommen sein, zu wissen, was er jeden Tag nicht bloß geschrieben und gethan, sondern auch gedacht und empfunden hat, und was über Schiller noch etwa unbekannt sein sollte, wird vermuthlich dieses Jahr ans Tageslicht bringen. Dennoch bleibt für die Forschung noch viel zu thun, da man auf die Dichter zweiter und dritter Classe, die doch auch zur Physiognomie unsrer Literatur gehören, eine viel geringere Aufmerksamkeit verwandt hat. Da in jener Zeit die Literatur einen vorwiegend subjectiven Charakter hatte, da jeder einzelne Schriftsteller nicht bloß berechtigt, sondern genöthigt war, die ganze Fülle seiner Persönlichkeit einzusetzen, um sich auf dem Gebiet der Kunst Geltung zu verschaffen, so ist die angemessenste Form für derartige Ergänzungen der allgemeinen Geschichte die Biographie. Es gibt vielleicht keine Periode in der Weltgeschichte, für welche so viel biographisches Material vorliegt. Denn es

sind zu keiner Zeit so viel Briefe geschrieben, und jeder Einzelne, den wir im innern Zusammenhang seines Lebens und seiner Empfindungen kennen lernen, gibt uns ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Zeit im Allgemeinen. Es hat schon damals nicht an Stimmen gefehlt, welche diese Subjectivität als ein Unwesen, als eine Krankheit der Literatur beklagten, und der eifrigste dieser Tadler, Fichte, hat sich sogar veranlaßt gefunden, in Folge dessen sein Zeitalter als das der vollendeten Sündhaftigkeit zu bezeichnen. Aber was der Moralist mit Recht als eine Verirrung rügt, wird für den Historiker und namentlich für den Biographen zum Gewinn, da in einem Zeitalter vollendeter Sündlosigkeit die Biographie allen Reiz verlieren würde. Unter den biographischen Versuchen der letzten Jahre nimmt der vorliegende, der in ganz kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, eine sehr respectable Stelle ein. Unser Lob ist um so unparteiischer, da unser Standpunkt mit dem des Verfassers keineswegs zusammenfällt: wir haben über die Religion und ihren Einfluß auf das Leben andere Ansichten als er, und in Folge dessen weicht auch unser Urtheil über das, was wir Claudius namentlich in seiner letzten Periode schuldig sind, von dem seinigen ab. Aber es wäre ein unbilliges Verlangen, in einer Biographie, die doch nur dann gelingen kann, wenn sie sich mit voller Liebe in ihren Gegenstand vertieft, ein ganz unbefangenes Urtheil zu erwarten. Der Biograph hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er das zum Urtheil erforderliche Material nach gründlicher Prüfung vollständig, correct und in der gehörigen Ordnung überliefert. Dieses Lob verdient der Verfasser im vollen Maß, und es kommt noch das einer feinen Bildung hinzu, die sich namentlich in einzelnen geistvollen Bemerkungen geltend macht. Nur eins hätten wir an der Ordnung der Thatsachen auszustellen, daß die chronologische Folge zwar in der allgemeinen Uebersicht, aber nicht im Einzelnen festgehalten ist.

Noch ein Wort über die Abweichung in unsern Ansichten, ein Wort, das um so nöthiger ist, da die reactionäre Presse unsrer Tage, der es immer mehr an Autoritäten zu fehlen scheint, sich plötzlich mit besondrer Vorliebe auf den Wandsbecker Boten wirft und seine Einfälle zu Buzpredigten anwendet.

Es versteht sich von selbst, daß jeder Einzelne die durch mannigfache Erfahrungen seines Lebens und durch fortgesetztes Nachdenken gewonnene Ueberzeugung für die rechte hält, die entgegengesetzte daher für falsch. Unter diesen Umständen wäre jede Geselligkeit unmöglich, wenn uns nicht die Bildung bestimmte, den Gegner ausreden zu lassen und beim Anhören vorauszusetzen, er werde seine Meinung, wenn sie auch irrig ist, ebenso gewissenhaft erwogen haben, als wir die unsrige. Nur in einem Fall ist es uns erlaubt, unwillig zu werden: wenn der Gegner sich uns gegenüber auf das Katheder setzt, und doch handgreiflich verräth, er wisse nicht im Entferntesten, um was es sich handelt. Und das war mit Claudius in seinen letzten Jahren der Fall:

er predigte mit der Salbung eines Inspirirten, und verstand von den politischen Zuständen Deutschlands ungefähr so viel als ein Cooperscher Indianer. Der rücksichtslose Unwille, mit dem ihn seine alten Freunde in jener Zeit behandelten, ist daher vollkommen gerechtfertigt, um so mehr, da sie nie versäumt haben, im Uebrigen die tüchtige und liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes gebührend zu ehren. Sein Fehler war, daß er alles vom Standpunkt des Gemüths entscheiden wollte. In den Beziehungen des Privatlebens reichte das aus, da der so oft gemißbrauchte Ausdruck „schöne Seele“ auf Claudius seine volle Anwendung findet, aber über Politik zu reden hatte er ebenso wenig Grund als Fräulein von Klettenberg. Wie kindlich seine politischen Begriffe waren zeigt am deutlichsten seine Definition des Adels in Paul Erdmanns Fest (1783).

Seine Bedeutung für die Literaturgeschichte liegt nach einer andern Seite hin.

Nach der heillosen Verwirrung, die auf das Elend des dreißigjährigen Krieges folgte, erhielt die deutsche Literatur und mittelbar die deutsche Gesellschaft durch zwei Männer ein bestimmtes Gepräge, durch Christian Wolf und durch Gottsched. Zwei nüchterne verständige Naturen, denen es im Denken und Empfinden nur darauf ankam, daß alles nach der Schnur ging. Daß dieser Despotismus der Convenienz nach jener Verwilderung vorübergehend ganz am Platz war, wird man heute ebenso wenig bezweifeln, als daß die wahrhaft schöpferischen Kräfte, die zwei Jahrzehnte nach Gottsched aufstauchten, sich mit dem vollsten Recht und zum wahren Heil der deutschen Literatur gegen diese Convenienz auflehnten. Der leitende Gedanke der deutschen Literatur von 1750—1790 und mittelbar auch noch in der folgenden Zeit, war, die Fesseln dieser Convenienz zu brechen. Dazu boten sich zwei sehr verschiedene Wege, die sich aber häufig begegneten.

Der eine Weg führte zur Natur, der andere zum Ideal. Um die gespreizte und doch triviale Wichtigthuerei zu vermeiden, suchte man entweder recht schlicht, einfach und natürlich zu sein, oder man schwang sich zum Erhabenen auf. Das Letztere versuchte Klopstock, der eigentliche Sieger über die Gottschedsche Schule, welche die Schweizer Kritiker allein nicht würden bezwungen haben. Wie es bei allen Nachahmungen geschieht, wurde aus der erhabenen Empfindung Klopstocks in seiner Schule eine neue Convenienz, die trotz der abweichenden Formen nicht selten an Gottsched erinnerte. Klopstock riß durch seinen mächtigen Einfluß auch diejenigen mit fort, die sonst eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen haben würden. Goethe selbst, die productivste Natur, die Deutschland hervorgebracht, würde manche seiner frühern Oden ohne Klopstock nicht geschrieben haben. Gewiß hat sein Prometheus dem ehrsamem Dichter des Messias viel Verdruß gemacht; und doch würde der

Dichter der Mitschuldigen, des Götz und auch des Werther ihn nicht geschrieben haben, wenn nicht der Knabe Wolfgang mit seiner Schwester, während der Vater sich rasirte, die heftigen Scenen zwischen Satan und Adramelech declamirt hätten. Die gesammten Glieder des Hainbunds gehörten in diese Kategorie und es macht einen äußerst komischen Eindruck, die Briefe des müchternen Voss zu lesen, in denen er sich geberdet wie ein durch die Macht des Gefühls innerlich verwüsteter Titan.

Es ist bekannt, daß Natur und Ideal, nachdem sie lange verbrüdet zusammenggegangen, sich endlich trennten, und daß der Sieg dem reinen Idealismus blieb, der alle Beziehungen auf Natur und Wirklichkeit von sich ablehnte. Es ist bekannt, daß dieser Sieg ein Resultat des Bundes zwischen Goethe und Schiller, zwischen Schlegel und Fichte, zwischen Dichtkunst und Philosophie war. Zwar wurde durch diesen Sieg der Realismus nicht ausgerottet, aber er wurde in das Gebiet des Gemeinen herabgedrückt, und es dauerte fast ein halbes Jahrhundert, bis er wieder in Achtung kam. Infolge dessen hat man die Poeten der Natur, die den ursprünglichen Weg der Entwicklung einschlugen, später außer Acht gelassen und es ist ein dankenswerthes Unternehmen, auf sie wieder hinzuweisen. Von allen diesen Naturalisten ist vielleicht keiner, der sein Princip so rein festhält, als Claudius. Freilich ist es ein Princip, und wenn auch seine Briefe denselben Stil zeigen, wie seine für den Druck bestimmten Schriften, so ergibt sich doch aus einer unbefangenen Betrachtung seiner Prosa, daß er sich diesen Stil erst angeeignet hat. Claudius ist doch niemals ganz der Schneiderasmus, niemals ganz der Invalide Görgel, ja selbst in seinen Briefen an Herder blickt das wahre Gesicht zuweilen hinter der Maske durch. Die kindliche Naivetät, die er überall ausspricht, ist, wenn wir von den Liedern absehn, in denen er einen vollen Einklang der Stimmung erreicht hat, in seiner Prosa meist liebenswürdig, oft witzig, zuweilen geistreich, aber selten oder nie naiv.

Matthias Claudius ist am 15. August 1740 in dem holsteinischen Marktflecken Reinfeld, zwei Meilen von Lübeck geboren. Die Familie hatte mehre Jahrhunderte hindurch das Pastorat verwaltet und den patriarchalischen Charakter bewahrt, der sich in Landpfarren immer noch am meisten erhält. Der Vater unterrichtete die zahlreichen Kinder selbst, Bibel und Gesangbuch waren die Hauptelemente der Erziehung. Der Knabe verkehrte gern und viel mit den Bauern, deren Plattdeutsch er fertig redete, aber doch immer als Sohn eines Studirten; auch hatte die Familie am herzoglichen Hofe zu Plön Zutritt, der damaligen Landesherrschaft, so wie in den zahlreichen Edelsitzen der Umgebung. Nach der Confirmation besuchte Matthias die lateinische Schule zu Plön, wo viel Rhetorik, Poetik, formale Logik und was sonst mit der Wolfischen Philosophie zusammenhing, getrieben wurde; auch der Reli-

gionsunterricht hatte den demonstrativen Charakter der Schule. Mit Ernst und Ausdauer betrieb Matthias hauptsächlich das Studium der Musik, wie denn überhaupt seine Natur vorwiegend musikalisch war. Ostern 1759 bezog er mit seinem älteren Bruder die Universität Jena. Das Studium der Theologie gab er bald auf, weil seine Brust angegriffen war, aber auch der Jurisprudenz scheint er keinen besondern Eifer zugewandt zu haben. Die herrschende Philosophie betrachtete er schon damals mit großer Abneigung und sprach den leitenden Grundsatz seines Lebens bereits in einem Studentengebicht aus: Der ist wahrhaftig nur gelehrt, der andere dadurch glücklich macht. Bei dem Tod seines Bruders Nov. 1760 hielt er eine Rede, die noch vorhanden ist, über das Thema ob und in wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme? eine Rede, in der sich noch keine Spur von seiner spätern Eigenthümlichkeit zeigt. Es ist ein glatter rhetorischer Fluß, dem man leicht auf den Grund sieht. Weder das Gefühl noch der Glaube macht sich geltend. Gegen das Ende seiner Universitätszeit 1763 ließ er einen Band „Tändeleien und Erzählungen“ drucken: ein schwacher Anfang seiner dichterischen Laufbahn. Der Armuth des Innern, sagt Herbst, entspricht die monotone, geschraubte und geistlose Außenseite. Es sind poetische Schulerexercitien, erwachsen aus dem allgemeinen Nachahmungstrieb, der einer empfänglichen Jugend auf einer Hochschule, wo die Bruchtheile aller Bildungselemente sich zusammenfinden, vor allen eigen ist, eine Frucht der „teutschen Gesellschaft“, der er angehörte; aber leider Nachzeichnungen nach schlechten Vorlegeblättern; nicht ein innerer Drang, zu gestalten, was tief innen lebt, sondern ein äußeres Drängen, poetisch mitzureden auch ohne das Recht der Mündigkeit! Triller in einer fremden Mundart, in dem geschnörkelten Zopftou, abgestorbene Reste französischer Dichteleien, wo die Daphnes und Chloes und andere antike Schönen, doch alle im Keisrock und mit Puder ihre zimperliche Rolle spielen. Die Vorbilder sind Gerstenbergs „Tändeleien“ (1758); die schonungsloseste Kritik fanden die Gedichte in Nicolais Literaturbriefen 1765.

Nach der Universität brachte Claudius einige Zeit bei seinen Eltern in Meinfeld zu. „Er mochte sich bei seinem Hang zu möglichster Lebensfreiheit nicht besonders nach einem festen Amt sehnen. Es lag diese Abneigung gegen eine feste Lebensstellung theils in der Zeit, tiefer aber in Claudius individueller Natur, in der Scheu vor der Hingabe an ein bestimmtes Fachwissen. All dies „Objective“ ist ihm, dem Thatenscheuen, nicht die nothwendige Unterlage der Existenz, sondern eine Störung, ein Eingriff in den Gang seines innern Lebens. Ihm fehlten in ungewöhnlichem Maß die Hebel des praktischen Lebens, Ehrgeiz, Erwerbstrieb, Lust an gesellschaftlicher Stellung; zugleich ist es freilich der Mangel an Sinn für Formen und eine gewisse vis inertiae äußerer praktischer Thätigkeit gegenüber, die diese contemplative Natur

so amtscheu machte. Zudem war es nach dem Gang seiner Studien, die kein festes praktisches Ziel im Auge gehabt hatten, nicht leicht, ein Amt zu finden.“

Endlich fand sich doch eine Stelle: den 17. März 1764 ging er nach Kopenhagen ab, als Secretär eines Grafen Holstein, um auf diesem Wege allmählig in den dänischen Staatsdienst überzutreten. Aber bald fühlte er sich durch hochfahrendes Wesen im Hause verletzt, gab ohne andere Aussicht den Posten auf, und schon im August 1765 finden wir ihn wieder in Reinfeld, wo er drei Jahre bleibt. Diese Jahre waren für seine innere Entwicklung sehr wichtig. Vom März 1764 bis 1766 lebte als Hauslehrer auf einem Gut in der Nähe von Reinfeld, Schönborn, ein junger Mann (geb. im Stolbergischen 1737), in dessen starker Seele sich der Sturm und Drang jener Periode in ungewöhnlicher Wärme regte, ohne daß er eigentlich poetisch productiv gewesen wäre. Durch ihn wurde Claudius in die Mystereien der neuen Poesie eingeweiht, mit Homer, Klopstock und Shakespeare bekannt gemacht. In Kopenhagen, wo er mit dem neuen Freunde in beständigem Briefwechsel blieb, lernte er Gerstenberg und durch ihn Klopstock persönlich kennen. Gerstenberg hatte die Periode seiner „Ländeleien“ überwunden, sein „Gedicht eines Scalden“ 1766 führte die nordische Götterlehre in die deutsche Poesie ein, in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur“ machte er für Shakespeare, Cervantes und die englischen Volkslieder, für Klopstock und Hermann Propaganda, und erklärte der französischen Regelmäßigkeit den Krieg. Claudius nahm eifrig an dem Eislauf Theil, der von der Schule Klopstocks wie ein Cultus getrieben wurde; er machte Studien im Englischen. In Kopenhagen war damals ein deutscher Kreis versammelt, der die gesellschaftlichen Schranken durchbrach und die verschiedenen Stände und Berufsarten miteinander mischte; in diesen Kreis trat Claudius als Ebenbürtiger ein. In Reinfeld scheint er sich wieder eifriger mit der Bibel beschäftigt zu haben, die ihm auf der Universität ziemlich fremd geworden war; außerdem lernte er eine Menge neuer Sprachen.

In einen neuen Kreis wurde er eingeführt, als er im Herbst 1768 als Redacteur der „Adreßcomptoirnachrichten“ nach Hamburg ging. Hamburg nahm damals in der Literatur eine sehr ansehnliche Stelle ein; namentlich seitdem Lessing sich mit dem kühn aufstrebenden Nationaltheater verbündete. Mit allen Gebildeten der Stadt schloß sich auch Claudius an Lessing an. Dazu gehörte der aufgeklärte Pastor Alberti, der jüngere Reimarus und seine Schwester Elisa, Professor Busch, der Buchhändler Bode, dessen abenteuerliches Freimaurerleben zu den interessantesten Episoden jener Zeit gehört. Diesen „Gebildeten“ gegenüber beherrschte der orthodoxe Zelot Göze die Volksmassen; doch waren damals die Zernürnisse noch nicht so stark, und

Claudius fand an den liberalen Religionsansichten seiner Freunde noch keinen Anstoß. — Die „Adreßcomptoirnachrichten“ waren im Ganzen ein bloßes Geschäftsblatt; der einzige originelle Artikel (11. Nov. 1769) ist ein Briefwechsel, worin ein junger Mensch vom Lande an seinen Vater über die Auf- führung der Minna von Barnhelm berichtet, im Glauben, es sei alles selbst- erlebte Wirklichkeit. Der Artikel ist allerliebste, aber — nichts weniger als naiv. Der gute Junge schreibt u. a.: „Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Thaten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmüthig mit ihnen werden.“ Der Vater antwortet: „Die Götter (die Götter!) geben dem Menschen ein Herz, das aufwallen und mit dem wärmeren Blut sanfte Röthe in sein Gesicht, Thränen in seine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegesühl durch jede kleinste Nerve strömen könnte . . . Du hast ein weiches unverdorbenes Herz u. s. w.“ — So reflectirt weder ein naiver Sohn noch ein naiver Vater. Kräftiger spricht sich die Tante über den „gott- vergessenen Sündenwisch“ aus, der in schlechte Häuser geht. — Einen viel mächtigeren Einfluß als Lessing gewann Herder, als er Februar 1770 durch Hamburg kam, auf den strebsamen Jüngling: damals noch nicht der ernsthafte Consistorialrath, sondern übersprudelnd von innerm Lebenstrieb, eine Fülle von Ideen, noch in der Gährung, im Kopf, und bereit, jeder schwächeren Natur seinen Stempel aufzuprägen. Auch Herder war bezaubert von „dem reinsten Menschen“, den er je gekannt. Lessing verließ Hamburg Oßern 1770; ein halb Jahr darauf siedelte sich Klopstock daselbst an. Aber schon zu An- fang des Jahres mußte Claudius die „Nachrichten“ aufgeben, weil er nach der Ansicht des Besitzers das Geschäft zu unordentlich führte.

Bode hatte die Gründung einer neuen Zeitschrift, des „Boten“, beschlos- sen, und von ihm beauftragt, siedelte sich Claudius Weihnachten 1770 nach Wandsbeck über. Den 1. Januar 1771 erschien die erste Nummer:

Ich bin ein Bote und nichts mehr,
Was man mir gibt, das bring ich her,
Gelehrte und polit'sche Mähr;
Von Aly Bey und seinem Heer,
Vom Tartarchan, der wie ein Bär
Die Menschen frist am schwarzen Meer,
(Der ist kein angenehmer Herr)
Von Persien, wo mit seinem Speer
Der Prinz Heraklius wüthet sehr.
Vom rothen Gold, vom Sternheer,
Von Unschuld, Tugend, die noch mehr
Als Gold und Name sind —

(Virgil läßt auch oft Verse leer)
 Von dem verschwiegnen Freymäurer
 Vielleicht wol auch, doch heimlicher,
 Von Fried Tractaten, Krieg und Wehr,
 Von Couriers, die von ungefähr
 Gewiß nicht reiten hin und her u. s. w.

Das Blatt erschien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in sehr bescheidener Ausstattung. Der politische Theil, aus andern Zeitungen zusammengestellt, nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meist ziemlich ungelehrten „gelehrten Artikel“, aus Poesien, kleinen Prosaauffäßen und kurzen Kritiken bestehend; die Gedichte werden später auch wol in einen besondern „poetischen Winkel“ verwiesen. Zu den Mitarbeitern gehörten Herder, Stolberg, Voss u. s. w. Eine durchgreifende Tendenz ist nicht sichtbar, doch hält Claudius im Ganzen die Fahne Klopstocks fest und polemisiert ziemlich lebhaft gegen Wieland (z. B. in der Anzeige des neuen Amadis 1771). Des alten Freundes Alberti Tod (1772) wird mit Theilnahme gemeldet, und gegen Göze der christliche Friede vertreten. Lessings Emilie (1772) erhält das gebührende Lob; gegen das Motiv der Sinnlichkeit bei der Heldin werden gerechte Einwendungen gemacht. Auch später, bei der Veröffentlichung der Fragmente, sagte sich Claudius keineswegs von Lessing los: „er meint, wer Recht hat, wird wol Recht behalten; der solls aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht scheuen!“ In seiner Antwort (April 1778) erklärt Lessing, der ehrliche Herr Adamus habe seine Gesinnungen ganz richtig interpretirt. Mit großer Freude wird (Juli 1773) Götz von Berlichingen begrüßt: „Der Verfasser bricht gerade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapferer Götz durch die blanken Escadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst und setzt sich aufs Fußgestelle hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Verfasser durch einige Weisen, die er an sich hat, nicht versöhnte.“ Bei Werther (1774) wird bei aller Anerkennung auf die Gefahr der falschen Empfindsamkeit hingewiesen; in diesem Sinn werden (1775) selbst Nicolais „Freuden“ als Abkühlungsmittel empfohlen, und auf einen Ausfall im „Prometheus“, als dessen Verfasser Goethe galt, ziemlich scharf geantwortet: nach der Aufklärung dieses Mißverständnisses stellte sich dann das gute Einvernehmen zwischen den beiden Dichtern wieder her. — Ueber Claudius poetische Form, die sich in jener Periode bereits vollständig entwickelte, macht der Verfasser einige sehr feine Bemerkungen. „Man suchte nach den Elementen des Lebens, da die vorliegenden Lebenszustände so gemischt, complicirt und verworren erschienen.“ Claudius unterschied sich dadurch von den andern,

daß er den Odenton ganz von sich fern hielt: seine Weise ist durchweg deutsch. „Claudius kennt nur den unmittelbaren Ausdruck poetischen Lebens, den Naturlaut der Seele. . . . Das Lied war die seinen Gaben angemessene Form. Es ist wahr, es ist nicht der sonnige Glanz, es sind nicht die feinen Umrisse, der buntfarbige Gestaltenreichtum der Goetheschen Lyrik. . . . schon der Umfang war weit enger. Zunächst fehlt so gut wie völlig die erotische Gattung. Grade hier hängt Leben und Dichtung so enge zusammen. Goethes so vielfach umgetriebenes Herzensleben hat bei dem Mangel eines stetigen Glücks gleichsam einen Ersatz dafür in diesen hundertfach modulirten Tönen gefunden; Claudius einfacherer und reinerer Lebensgang fand früh ein Glück, das alle Sehnsucht verstummen machte.“ Seine Lieder haben das Leben in der Natur, die Zustände des Landmanns, die kleinen und großen Vorgänge des Familienlebens und weiterhin Fragen, die das Menschenwohl und der Christen Hoffnung angehn zum Gegenstand. Alles Menschliche wird auf seine göttliche Bestimmung bezogen. „Er gibt als Dichter, was er selbst erfahren, wozu er sich mit Herz und Mund bekennt, das gibt seinen schlichten Liedern den Eindruck der Treue, des Erlebten, und steht ihnen so wohl.“ „Claudius will den Bauernstand heben, indem er ihm die Erkenntniß seiner Lebensgüter zu schärfen sucht, indem er sich selbst ihm zugesellt. . . . Der Schutz des eignen Rechts und des eignen Werths jenes Lebenskreises, dem er gerecht werden will, ist sein Standpunkt.“ „Am meisten ist ihm das brüderliche Gefühl für das vielgestaltige menschliche Leiden eigen.“ „Auch in seinen Naturliedern läßt er das menschliche Element und Wesen walten; leihet doch der Mensch erst der Natur die Seele. Trotz des tiefen Naturgefühls, das ihn belebt, stellt er fast nirgend die Natur für sich und um ihrer selbst willen dar, sondern ihre Beziehung zum Menschen und zu Gott. . . . Er steht in geradem Gegensatz gegen die pantheistische Ansicht von der Weltseele, die freilich den verführerischen Reiz des Ideenreichtums, der Bilderfülle und buntesten Färbung voraus hat.“ „Er will es ernst und stark zu Gemüthe führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod steht. Damit hängt seine Vorliebe für die Schilderung des Todes zusammen, auf dessen Bild und dessen Mahnungen er immer wieder zurückkommt, der als Schutzheiliger und Hausgott an der Hausthür seines Buches steht.“ Bei der Perle seiner Gedichte, dem Abendlied, „liegt der Zauber grade darin, daß es keine bloße Abschrift der Natur ist und ebenso wenig eine bloße Empfindung in der Natur. Gleichsam mit geschlossenem Auge läßt der Dichter die geschaute Schönheit an dem innern Blick vorübergehen, und wirkt durch solches Nachdenken der großen Schöpfungsgedanken, daß man nicht bloß glaubt an die Wahrheit dieser Naturbildnerie, daß man das Bild schaut mit seiner im Innern lebenden Seele, und verwandte Stimmungen wach werden.“ Das

alles ist so vortrefflich gesagt, daß sich nichts weiter hinzusetzen läßt; wobei wir nur immer daran erinnern, daß hier nur von den Liedern, nicht von der Prosa die Rede ist. „Niemals hat sich Claudius von der Vorstellung losmachen wollen, daß alles poetische Schaffen auf das innigste mit sittlicher Reinheit im Bunde sein müsse;“ auch seine Stimmungen dienen der Lehre. —

Wandsbeck wurde in doppeltem Sinn des Dichters Heimath; hier fand er die eigne Art seines Schaffens, hier fand er sein geliebtes Weib, Rebekka, die Tochter des Zimmermeisters Behn, die ihn in treuer Liebe und in verständigem Walten bis an sein Ende begleitet hat (geb. Oct. 1754). Die Hochzeit (15. März 1772) schmeckte etwas nach der Geniezeit: Claudius hatte, ohne den Zweck merken zu lassen, eine Gesellschaft naher Bekannten geladen, darunter Klopstock, Bode, Schönborn (vor seiner Abreise nach Algier 1771—1772 Hofmeister in Hamburg); auch der Pastor loci erschien, und Claudius, der zuerst wie im Scherz vom Copuliren sprach, zog endlich die königliche Concession aus der Tasche. Auch die Leser des Boten mußten an der Freude Theil nehmen. Rebekka — er nannte sie auch später in den Briefen fast immer sein Bauermädchen — war nach dem Zeugniß aller Zeitgenossen eine der bravsten und liebenswürdigsten Frauen, die Ehe eine musterhafte und gesegnete. Freilich begannen sofort die Nahrungsforgen, der Bote wollte nicht recht gedeihen, Uebersetzungen brachten auch nicht viel ein, und Herder suchte lange Zeit vergebens für seinen Freund eine Anstellung. Seit Ostern 1775 lebte auch Voß, Claudius Mitarbeiter am Göttinger Musenalmanach, in Wandsbeck, mit Claudius und seiner Frau aufs innigste befreundet, in einem gemüthlichen Stilleben; Hölty, der sich gleichfalls dahin übersiedeln wollte, wurde durch den schnellen Fortschritt seiner Schwindsucht zurückgehalten; die beiden Stolberg (er hatte sie 1771—1772 in Altona kennen gelernt), Miller und andere Hainbündler erschienen besuchsweise; durch Herders Vermittlung wurde seit 1774 mit Hamann und Lavater ein lebhafter Briefwechsel angeknüpft. Der letztere begleitete später in seiner Physiognomik die Silhouette des Wandsbecker Boten mit folgender Charakteristik: „Weder Schwachkopf noch Scharfkopf. Gesunder, schlichtguter, aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliedernder Verstand. Hell und richtig und rein wird er sehen und richten, was vor ihn kommt; den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen; niemandem zu lieb noch zu leid. Kurz! schlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des Wahrheitsinns! Genie des Herzens — Armuth und Zufriedenheit! Demuth und unerkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinns — und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens.“

Schon im Mai 1775 war Claudius von dem Boten, der im October ganz einging, zurückgetreten; gleich darauf begann er die Herausgabe seiner

gesammelten Auffäge (Asmus omnia sua secum portans). Im Spätherbst 1775 machte er mit den Stolberg, wahrscheinlich um eine Anstellung zu suchen, eine Reise nach Berlin, wo er Nicolai kennen lernte und in den Freimaurerorden trat; von da aus besuchte er Haugwitz, den spätern Minister, damals mit den Stolberg enge befreundet und eifriger Maurer, auf seinem Familiengut bei Oppeln. Endlich fand Herder für den Freund eine Anstellung in Darmstadt, wo der damalige Minister K. F. v. Moser eifrig auf die Hebung des Bauernstandes bedacht war, und zu diesem Zweck einen populären Schriftsteller wol anwenden zu können hoffte. „Der Herr Präsident,“ schreibt Claudius 2. August 1775 an Herder, „muß sehr gütig sein, daß er einen Unbekannten so ehren will. Also geheimer Kanzeleisecretär? Der Waisenschreiber, den halb Wandsbeck für unflug und ganz Wandsbeck für einen laufigen Waisenschreiber hält, geheimer Kanzeleisecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Kanzeleisecretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell, habe ehemals wol Italienisch schreiben können, schreibe noch Französisch, grammatikalisch aber nicht delicat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutions und Pandecten gehört und Historie, weiß aber von Institutions, Pandecten und Historie nicht mehr, als eben zur Lebensnahrung und Nothdurft u. s. w. gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht befehen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Kanzeleisecretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftungen, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector, Vogt eines Dorfes 2c. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen.“ Als sich (November 1775) der Titel eines Secretärs in den eines Oberlandcommissarius verwandelte, erzählte er seinen Freunden, er solle Burgvogt werden, sein Wohnhaus stehe mitten im Walde, und entwarf in diesem Sinn an Moser einen Brief, den Herder im höchsten Aerger vernichtete. Endlich (3. December 1775) kam folgendes Schreiben zu Stande: „Ich habe eine alte Mutter, die ich so lange sie noch lebt ungern verlasse; aber meine jetzige Situation ist von der Art, daß ich eine irgend erträgliche Versorgung mit beiden Händen ergreifen muß, viel mehr eine so vortheilhafte als die ist, mit der Gw. Exc. mich beehren wollen. Es bliebe also nur die Frage, ob ich mir getrauen dürfte, eine solche Stelle anzunehmen, da einem ehrlichen Mann eine strenge Erfüllung der Pflichten, die er über sich nimmt, doch immer die Hauptsache bleibt. Und hierüber will ich aufrichtig und grade heraus sein. Wenn ich von meiner Neigung sprechen

dürfte, so ist die für ein einsames Leben, für ein nütliches Wirken im Stillen, für Feld und Wald und Bauervolk von jeher gestimmt gewesen; das darf ich auch noch sagen, daß ich es an gutem Willen, herzlicher Thätigkeit und Treue nicht werde fehlen lassen; ob ich aber Geschick genug habe, ein Rad in der Maschine zu sein, dadurch ein Fürst seine Vatermilde über sein gutes Landvolk ausbreiten will, das weiß ich nicht, weil ich noch keine Erfahrung davon gemacht habe, und ich nichts von mir annehmen mag, als was ich aus gehabter Erfahrung weiß. Sollten Ew. Exc. nach diesem Bekenntniß mich dieser oder einer andern kleinen Stelle einigermaßen würdig finden, so dürfte ich wohl hoffen, daß meine Ueberkunft bis zur gelindern Witterung Zeit hätte, da ich seit einigen Wochen erst wieder Vater geworden bin!“

Nach einem achttägigen Aufenthalt bei Herder in Bücheburg kam Claudius 16. April 1776 in Darmstadt an, wo er von Moser selbst und von Merk, in dessen Hause Herder seine Gattin gefunden, sehr freundlich aufgenommen wurde. Doch konnte er sich weder in die süddeutsche Lebensweise noch in seine Amtsgeschäfte finden. Die Oberlandcommission hatte den Zweck, auf die Verbesserung der materiellen Hilfsquellen des Inlandes in Ackerbau und Industrie, so wie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung hinarbeiten; sie hatte die ganze Reaction gegen sich, in der Wahl der Mittel scheinen manche Fehlgriffe vorgekommen zu sein, und Claudius schrieb einem Freund, der sich nach seinem Thun und Lassen erkundigte: ich thue nichts und lasse alles. Endlich fand man für ihn eine bestimmte Beschäftigung in der Redaction der hessendarmstädtischen privilegierten Landzeitung, die vom 1. Januar 1777 ab erschien, und die Aufgabe hatte, das so sehr zerstreute Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern, den Weg der Communication des Landes unter sich zu erleichtern und es auch Auswärtigen in all diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu machen. Der Ton des Wandsbecker Boten wurde beibehalten, nur verwandelte sich der Schneider Adamus in den kleinen lahmen Invaliden Görgel. Doch auch da erfolgten manche Verdrießlichkeiten, schon am 28. Februar 1777 ertheilte Moser seinem Redacteur einen strengen Verweis (noch später äußerte er sich: er war zu faul, mochte nichts thun als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazieren gehn), und dieser reichte seine Entlassung ein. Gleich darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit, die F. H. Jacobi Gelegenheit gab, durch eine herzlich ertheilte Unterstützung in freundschaftliche Beziehungen zu ihm zu kommen; nach Beendigung derselben kam er 4. Mai 1777 in Wandsbeck an. Der schnelle Umschwung der Verhältnisse hatte ihn doch mächtig erschüttert; seinem Freunde Boß fiel die Veränderung auf, die in seiner Gestalt und mehr noch in seiner Stimmung vorgegangen war, und der scherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über sein

Schicksal sprach, hatte etwas Niederschlagendes. Voß hatte eben (Juni 1777) seine Ernestine heimgeführt und brachte sie nach Wandsbeck, wo er bis zum Herbst des folgenden Jahres blieb; die Freunde versammelten sich regelmäßig zu Regelpartien; wenn Claudius Abends den Freund besuchte, hatte er die älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden. Für Voß war es die productivste Zeit: die *Jdyllen* wurden geschrieben, der siebenzigste Geburtstag wenigstens erlebt, der Plan zur *Luise* entworfen. — Claudius gab 1778 den 3. Bd. seiner Schriften heraus, meist in Darmstadt entstanden und noch überwiegend humoristisch; darin die Nachricht von der Audienz beim Kaiser von Japan und das Schreiben eines parforcegejagten Hirsches an den Fürsten.

Trotz seiner precären Lage überraschte Claudius die fernen Freunde nicht selten mit Erzeugnissen der hamburgischen Gastronomie. Er lebte hauptsächlich von Uebersetzungen und der Herausgabe des *Asmus*; doch wurde seine Lage dadurch erleichtert, daß ihm F. H. Jacobi von Ostern 1778 bis zum Sommer 1780 seine Söhne zur Erziehung anvertraute. Sein Briefwechsel mit Jacobi, Lavater, Hamann ging fort; Lessing und Schönborn, der aus Algier zurückkehrte, besuchten ihn 1778 in Wandsbeck; sonst lebte er fast nur der Familie, die sich jährlich mehrte. 1781 entschloß er sich zum Ankauf eines eignen Hauses; den 19. Oct. 1787 schrieb er an den Kronprinzen von Dänemark, der ihn seit zwei Jahren mit einer Pension von 200 Thlr. unterstützte: „ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet sein wollen, fangen an mir meine Zeit zu nehmen und mir meine jetzige Lebensart etwas beschwerlich zu machen. . . Ich wünschte irgend eine Stelle in des Königs Lande, und wenn es sein könnte, im lieben Holstein. Ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle, sondern nur um eine, die mich nährt, und um so eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens ist, das Brot, das ihm der König gibt, zu verdienen. Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin, und ich muß Ew. k. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigst geruhen ein Nachwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll.“ Der Brief verschaffte ihm die Stelle eines Bankrevisors mit 960 Thlr., die ihn zu weiter nichts verpflichtete, als einige Wochen im Herbst der Rechnungsablage im nahen Altona beizuwohnen.

Von großer Wichtigkeit für seine innere Entwicklung war die Uebersetzung des mystischen Buchs *Des Erreurs et de la Vérité* 1782: theils weil er wirklich von der Anschauungsweise St. Martins sich manches angeeignet hat, dann weil man in Deutschland fast allgemein über das Buch herfiel, in ihm ein Muster von Geistesverwirrung sah und diese Verurtheilung

des Originals auf den bestimmenden Uebersetzer übertrug. So urtheilten Goethe, so Herder; so müssen auch wir urtheilen, trotz der abweichenden Ansicht des Verfassers, der denn doch gesteht, daß in jenem Buch Wahrheit und Phantasie sich verwirren, daß eine orakelnde Dunkelheit und ein mit Zahlenmystik verwebtes Räthselspiel daraus hervorgeht. Es ist schon hier der unglückselige J. Böhme, der noch später in unserer Philosophie eine so heillose Verwirrung angerichtet hat. — Das Jahr ist übrigens bemerkenswerth; auch bei J. Müller und Forster culminirt in ihm die Mystik, hauptsächlich durch F. H. Jacobi genährt. — Schon am Schluß des 3. Bandes von Asmus finden sich Andeutungen einer neuen Richtung; so in dem Aufsatz über das Gebet: „Das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herrn Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respect für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ und das ganze Thor auf den Berg trug.“ Das Zeichen des Kreuzes schließt den Band. Ganz anders ist schon der Ton im folgenden (1783); der Schalk mit seiner Schellenkappe verschwindet fast ganz. „Das Publicum und die Recensenten empfanden wohl, daß ihr früherer Liebling nicht mehr der alte sei. Er bot nur selten Stoff zum Lachen, meist machte er ein ernstes, mitunter ein bekümmertes Gesicht; aus dem Leben gegriffen waren seine Gegenstände noch immer, doch die Mehrzahl aus einem andern Leben als vordem.“ Eine ausführliche Recension des Bandes in Nicolais Allg. deutscher Bibliothek erkennt „die hohen Züge des Geistes und edle Wärme des Herzens“ bereitwillig an: „Aber uns dünkt, daß der Verfasser sich den Aufwallungen seiner Empfindung oft zu sehr überläßt, sie zu sehr auf Kosten der deutlichen Begriffe erhebt. Es kann auf eine Zeit lang angenehm sein, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen und die wir nicht wissen können, schön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus diesem elyrischen Schlummer oder man träumt sich zum Schwärmer oder zu etwas noch Aergernem. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können?“ — In seinen Anzeigen beschäftigte sich Claudius fortan nur mit solchen Werken, die ihn in seiner Lebensrichtung fördern und kräftigen konnten: Hamann, Lavater, Jacobi, Herder. Er las die Kirchenväter und Mystiker, besonders Tauler, dessen Predigten ihm ein Haus- und Familienbuch wurden. Mit Pascal stimmt er ganz überein, wenn dieser von der hohen Bestimmung und der niedrigen Wirklich-

feit des Menschen spricht und die Quelle dieses Widerspruchs in dem Geheim-
 niß der Erbsünde erkennt. Bei Newton, Boyle und Bacon überrascht ihn
 besonders freudig, daß ihre hohe Wissenschaft den Glauben nicht erstickt hat,
 denn auch als seine Bestimmung faßt er auf: „nicht das große Thema des
 Christenthums zu dociren, sondern darauf aufmerksam zu machen; durch Scherz
 und Ernst und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern
 und durchs Factum zu zeigen, daß man nicht ganz und gar ein Ignorant,
 nicht ohne allen Menschenverstand und doch ein rechtgläubiger Christ sein könne.
 Das ist das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und
 damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenster
 anklopfe.“ „Es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als
 die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten.“ Am klarsten ist sein
 Gedankengang in Asmus' Brief an seinen gelehrten Vetter Andres, über
 die Herrlichkeit des Erlösers (4. Band): „— der bei Gott und Gott
 war und wol hätte mögen Freude haben (sic), der aber an die Glenden im
 Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Glends zu ihnen kam,
 um sie mit seinem Blut frei zu machen; der in die Welt kam, die Welt selig
 zu machen und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornen-
 krone wieder hinausging! . . . Man könnte sich für die bloße Idee wol
 brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und
 zu lachen, der muß verrückt sein.“ Freilich! aber ebenso verrückt, wer
 wegen der Herrlichkeit jener Idee auf das Factum schwört. Und wie wenig
 rechtgläubig das alles! Der rechte Glaube leitet die Herrlichkeit der Idee aus
 der offenbarten Thatsache ab, nicht umgekehrt; der subjective Ursprung des
 neuen Religionsgefühls wollte sich damals auch bei den Aposteln nicht ver-
 leugnen. Freilich klingen die Resultate zuweilen sehr orthodox; so heißt es
 z. B. noch in demselben Band: „Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach,
 seinen einzigen Sohn, und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und um
 seine Vernunft; und so muß es sein, wenn etwas daraus werden soll.“ —
 In dieser religiösen Prosa gilt, wie in der Lyrik, die Natur nichts an sich.
 „Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar ist,
 das Auge abwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht daß
 Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens werth wären; sie sollen unsere
 Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist,
 erinnern, und uns das Herz nach ihm verwunden: aber wenn sie das gethan
 haben, dann haben sie das Ihrige gethan und weiter können sie uns nicht
 helfen. Der Mensch ist reicher als sie, und hat, was sie nicht geben können.“
 Aber auch im Menschen ist ein Zwiespalt. „Man tröstet sich mit der inner-
 lichen Größe des Menschen und gloriirt über das Hohe seiner Vernunft. Aber
 grade hier ist es, wo einem Thränen in die Augen treten, wenn man gewahr

wird, wie das Große und Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist.“ „Die Vernunft ist ein Strahl Gottes, und nur das radicale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles, und sie hat, wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne.“ — „Wer mit dem Medusenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet.“ — „Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an Größeres und Besseres glauben können.“ — Alle diese Sätze waren Jacobi aus der Seele geschrieben, und mußten Goethe, den Jünger der Natur, empören. — Uebrigens ist diese spätere Prosa, welche die Schneidermaske abgeworfen, viel wahrhaftiger als die frühere, wenn sie auch leicht eintönig wird.

Obgleich Claudius sich in jener Periode noch wenig in Polemik einließ, gab seine frömmelnde Richtung doch den alten Freunden vielfachen Anstoß. Boff, der bereits 1779 bedenklich wurde, schreibt 1785: „Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint;“ *) doch nahm er noch 1786 „Urians Reise um die Welt“ in seinen Musenalmanach auf. — Bei einem kurzen Besuch in Weimar, Sept. 1784, fühlte er sich höchst unbehaglich; er paßte nicht in jenen Kreis: auch Gleim schüttelte damals über seine Mystik den Kopf. Goethe nennt Claudius, „der aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte,“ in einem Brief aus Italien an Herder „einen Narren, der voller Einfaltsprätensionen steckt;“ Herder selbst wurde ihm immer fremder, Claudius folgte zwar seinen Schriften mit Aufmerksamkeit, hatte aber immer mehr anzumerken, wie sehr der Freund sich vom Positiven entferne. Desto näher tritt ihm Hamann bis an seinen Tod 1788, obgleich das Verhältniß etwas Wunderliches hat. **) „Das Formlose und Unmündige,“

*) Ueber Boff schreibt Claudius 1784 an Herder — es handelt sich um eine Lehrerstelle: „Boff ist keine weiche, gefällige Haut, die für andere Leute, noch für Kinder sanft und lustig anzufühlen ist, und darum, glaub ich, kann zwischen ihm und Kindern so ein recht herzlicher Nexus nicht statthaben. Er hat vielmehr seine eigne Form, die sich nicht anschmiegt, sondern bleibt wie sie ist, so daß er bisweilen kalt scheint und gewiß nicht so bedachtsam, als er sein sollte, ist; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. h. er macht seinen Büdling sehr schnell und tief herunter und so holterpolter u. s. w. Aber Boff ist auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelsinn in seinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich und andere beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein wohlgewachsener hübscher Geselle.“

**) Den 6. Mai 1775 schreibt Claudius an Herder: „Von Hamann habe ich diesen Winter verschiedene Briefe gehabt, die ich alle gelesen, aber, versteht sich, nicht verstanden habe. Indeß versteht man doch hier und da ein halbes Wort, und wer hat es denn gesagt, daß man alle Briefe verstehen soll, die man liest? Ich danke Ihnen aber recht sehr, daß Sie mich mit dem Zeichenbeuter bekannt gemacht haben; ich mag gern mit ihm zu thun haben.“ Diese naive Erklärung wiederholt sich mehrmals.

sagt Herbst, „das beiden gemein war, ging bei Claudius mehr aus freiem Willen und Grundsatz hervor, bei Hamann war es Naturfehler und übertrieb sich bis zum unverständlichen Stammeln. Indessen grade weil seine Gedankentiefe und Gedankenschwere in natürlichem Mißverhältniß stand zu seinen sprachlichen und formellen Mitteln, so hielt er mit Absichtlichkeit jenes Dämmerlicht fest bei großer Helle in den Grundanschauungen.“ Am nächsten trat ihm Jacobi, der ihn 1789 aus Wandsbeck abholte und mit ihm Holstein durchreiste, auch Lavater, der ihn aber nur einmal, 1793, persönlich traf,*) und Stolberg mit seiner Familie und seinen Freunden.

Bd. 5 der Werke (1790) enthält sieben Capitel über die Unsterblichkeit der Seele; Gespräche, die Freiheit betreffend, in welchen das einseitige Interesse für die politische Freiheit auf die sittliche übergelenkt werden soll, und eine Uebersetzung der Platonischen Apologie. Herder hatte ihn frühe auf den innern Zusammenhang der Religionen aufmerksam gemacht, und er suchte überall im Alterthum die Spuren von Christus. „Nun die blinden Heiden! Es hat mir immer nicht recht eingewollt, daß sie von dem letzten bis zu dem ersten alle so entsetzlich blind gewesen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken so viel, die grade wie die israelitischen aussehn.“ Am meisten findet er diese Spuren in Sokrates und Plato. Auch suchte er sich in die orientalischen Religionsysteme zu vertiefen, namentlich seitdem Kleuker, Jacobis und Hamanns Freund, Rector in Osnabrück, seine Uebersetzung der Zendavesta und seine Studien über vergleichende Religionswissenschaft veröffentlichte. Wenn er auch der eigentlichen Naturphilosophie, seinem Glaubensprincip gemäß, entgegengesetzt war, so berührt er sich doch mit ihr in manchen Resultaten. In der „asiatischen Vorlesung“ (Bd. 7) macht er auf die ungeheure Lebenskraft der altorientalischen Völker aufmerksam, zu der wir Neuern uns nicht wie Fortgeschrittene, sondern wie Zurückschreitende verhalten. „Diese Völker waren nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeisterei ausgemergelt und ausgedorrt; bei ihnen gings aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Belinpapier und mit Fibellettern schreiben, so schrieben sie

*) „Ein Physiognom.“ sagt Claudius schon 1779, „ist 'n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgend einem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderschaft machen kann, und gern beitragen möchte, die Leibeignen frei zu machen. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da lauert nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Wiederschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andere Menschen eine Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun. Mag er bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinaufahren, und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linneus Unkraut nennst.“

unterm Himmel an ihren Felsen und Bergen mit Riesenbuchstaben.“ „Alle die großen Begebenheiten, welche die christliche Religion voraussetzt und zum Theil darauf sich gründet, hallen in den ältesten Schriften der asiatischen Nationen wieder.“ In Bezug auf die Formen ist er noch immer tolerant; wenn er sich zuweilen zu den Herrnhutern neigt, erkennt er auch die Vorzüge der katholischen Kirche an, er macht auf die guten Seiten des Klosterwesens, der Fasten aufmerksam; er selbst bleibt Protestant, aber wo ihm warmer Glaube entgegentritt, findet er sich zu Hause.

Die französische Revolution rief, wie überall, auch in Norddeutschland die unangenehmsten Zerwürfnisse hervor. Im Anfang hatten Klopstock, Stolberg u. s. w. ihr zugejauchzt, bald trat die bittere Enttäuschung ein, und als Jacobi im October 1794 dahin flüchtete, als J. G. Schlosser ihm 1796 folgte, wurde der holsteinische Adel der Mittelpunkt der deutschen Reaction. In dem stillen Wandsbeck sammelten sich diese Feinde der „wälschen Freiheit“ um so lieber, da Claudius nie mit der Revolution gebuhlt hatte. Monarchisch gesinnt war er stets; zwar verlangte er in seiner Gemüthlichkeit von den Fürsten, sie sollten „die bessern Männer“ sein, sie sollten nicht „Blut dürsten“, aber Gehorsam verlangt er — schon 1777 — „nicht bloß gegen die gütigen und gelinden, sondern auch gegen die wunderlichen Fürsten.“ 1794 schrieb er eine Flugschrift „über die neue Politik“. Er verkennet die Gebrechen des Alten nicht, aber „die Besserung müsse nicht ärger als das Uebel sein, das man bessern wolle;“ Anhänglichkeit und Vorurtheil für das Alte sei edler als Vorurtheil für das Neue; die alte Ordnung erscheint ihm für die menschliche Natur, wie sie ist, als eine heilsame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbstsucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edlen Vertrauens, des Gehorsams, der Bescheidenheit. Denn „was soll man von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles selbst sehen und betasten will, und immer über seine Rechte brütet?“ — Weil es in Wandsbeck gemüthlich zuging, wollte er an die Chronique de l'Oeil de Boeuf und an Calomes Finanzwirthschaft nicht glauben. Die berühmte „Klage“ von 1793: — „Sie dünkten sich die Herren aller Herrn, zertraten alle Ordnung, Sitt und Weise und gingen übermüthig neue Gleise . . . sie beten Unsinn an und thun dem Teufel Ehre, und stellen Greuel auf Altäre!“ — übertreibt die Frevel der Revolution nicht im mindesten; der Bote vergiftet nur, daß in Deutschland die Predigt an eine andere Adresse hätte geschickt werden sollen. — Im October 1795 veröffentlichte Claudius die Fabel vom Censor Brummelbär, den der Fürst auf allgemeines Begehren angefettet, als aber ein allgemeiner Unfug darüber ausbricht: „Ich rechnete aus angestammtem Triebe auf Edelsinn und Wahrheitsliebe; sie waren es nicht werth, die Sudler klein und groß — macht doch den Bären wieder los!“ Boß antwortete darauf mit der

Fabel vom Uhu: „Der Adler that, als hört er nicht, und sah ins junge Morgenlicht;“ — zu Kants großer Zufriedenheit. — Man kann nicht leugnen — und Herbst hätte es nicht verschweigen sollen — daß Claudius in seinen Verdächtigungen gegen die Aufklärung zuweilen hämisch wurde; freilich war er durch bittere Ausfälle sehr gereizt, und in seinem Kreise — Jacobi, Stolberg, die Reventlows, die Fürstin Galizin (die ihn 1791, 1793 und 1797 in Wandersbeck besuchte und deren Besuch er erwiderte) — steigerte einer den andern; Claudius provocirte um so mehr zu leidenschaftlichen Angriffen, da er über die Hauptfragen, um die es sich handelte, offenbare Unwissenheit verrieth. — Auch gegen die Kantische Philosophie, die er sich 1791 durch Jacobi erklären ließ, hatte er große Abneigung, und ließ sich leider verleiten, diese Abneigung auszusprechen, wie er auch auf die Angriffe der Xenien die Erwiderung nicht schuldig blieb. W. v. Humboldt, der ihn 1796 besuchte, fand ihn völlig Null: die neue ästhetische Schule hatte für den Naturdichter und die ungeschulte Gemüthlichkeit das Verständniß verloren.

Wenn diese Einmischung in Dinge, die ihm eigentlich fremd lagen, ihn in unerquickliche Beziehungen brachten, so blieb sein Privatleben rein, unsträflich und beglückt; diese Schilderung muß man in dem Buch selbst nachlesen, sie ist schön und des Gegenstandes würdig. „Was man auch,“ erzählt ein Beobachter 1799, „von seinen religiösen und politischen Meinungen sagen mag, der Mann ist kein anderer geworden. Er hat keinen finstern Blick bekommen, ist allen Menschen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Mensch. Er lacht herzlich über manche Dinge, worüber sich viele unserer Toleranz- und Humanitätsprediger halb todt ärgern würden.“ In die Geschichte der Literatur gehört sein Alter nicht mehr; wer aber im Stande ist, sich über ein Stück echten Menschenlebens zu freuen, wird an diesem seelenvollen Bilde ein warmes Behagen finden. Er starb 21. Januar 1815; die meisten seiner Freunde waren vor ihm dahingegangen; er hinterließ eine zahlreiche und glückliche Familie. Die älteste Tochter war Perthes Frau, drei seiner Söhne waren Theologen. Seine geliebte Rebekka folgte ihm 1832, verehrt von allen, die sie kannten.